

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 29 (1942)
Heft: 8

Artikel: Von der gemeinsamen Aufgabe der Architektur und Philosophie
Autor: Goldschmidt, Hermann L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-86968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie weitreichend die ideellen Werte des Theaters als solche sind, lässt der Ueberblick über das schweizerische Volkstheater der Gegenwart erkennen. Hierher gehören die Prozession in Mendrisio, die Mysterienspiele in Luzern, Einsiedeln, Selzach und die evangelischen Spiele, gehören die wechselnden Tellspiele und die ständigen in Altdorf, Meiringen, Interlaken, die Winzerspiele in Vevey und andere regionale Feiern, die grossen Festspiele an eidgenössischen Gedenktagen bis zur Schwyzer Bundesfeier 1941 mit dem von Hofmann gestalteten Platz — fast alles Freilichtaufführungen, der alten Tradition gemäss. Den Abschluss dieser Gruppe bilden Projekte zur Errichtung von bleibenden Aufführungsplätzen, wie von Egender für Trevano ob Lugano, oder Gebäuden, wie von Metzger für Selzach, und andere.

Zum Volkstheater gehören ferner die Aufführungen der vielen Liebhaberbühnen, der Vereinstheater in Städten und Dörfern, deren in neuerer Zeit sich das sogenannte Heimatschutztheater annimmt, das sich der Pflege einheimischer mundartlicher Stücke widmet.

Aber auch das Cabaret verschiedenster Prägung, in dem das überlieferte charakteristisch schweizerische Fasnachtsspiel jeweils zeitgemässe Färbung erhält, gehört dazu, das im Cornichon sich allmählich zum Berufstheater entwickelte.

Endlich das Schultheater, das in der Innerschweiz, deren Internate über eigene Räumlichkeiten hiefür verfügen, ununterbrochen weiterlebte und nun allorten spontan neu entsteht, in Ascona ebenso wie in Basel, im Welschland und anderswo und in Zürich vielversprechend selbst in die Primarschule dringt, das Theater für Kinder, wie es ein Berner Kreis schuf, durch das Kindertheater ergänzend. Neuerdings besinnen sich auch die Universitäten auf ihre einstige Tradition, wie Aufführungen von Basler Studenten und die als Theaterraum eingerichtete Aula des Fryburger Neubaus zeigen.

Initiant und hauptsächlicher Bearbeiter der gemeinsam mit dem Kunstgewerbemuseum Zürich veranstalteten Ausstellung war Dr. G. Kachler, unter Mitwirkung von Architekt E. F. Burckhardt und Dr. O. Eberle. Als Wanderausstellung angelegt, wird sie demnächst in Zürich wiedererscheinen und dann in einigen anderen Städten wiederholt, nicht ohne Berücksichtigung des jeweils regionalen Kolorits. Als Ergänzung der Ausstellung fanden erläuternde und illustrierende Vorträge und Aufführungen statt, die entscheidenden Momente der verschiedenen Theaterepochen behandelnd. Einiges den Bericht veranschaulichendes schweizerisches Bildmaterial ist aus dem «Werk»-Heft März 1941 zu ersehen.

W. M.

Von der gemeinsamen Aufgabe der Architektur und Philosophie

Nach einem bei den «Freunden neuer Architektur und Kunst» am 16. Dezember 1941 in Zürich gehaltenen Vortrag.

Architekt wie Philosoph bauen: sie finden den Menschen in verschiedenen Räumen vor, die von ihnen die Ordnung zu einem Ganzen, dem stofflichen oder geistigen Hause, verlangen. Der Gegenstand der Architektur und Philosophie ist nicht ein besonderer Raum, wie ihn die einzelnen Künste, Handwerke, Berufe oder Einzelwissenschaften besitzen, sondern die schon immer gegebene Mannigfaltigkeit der von den anderen verwalteten Räume. Dennoch ist ihre Tätigkeit durchaus schöpferisch: Bauen, das ordnend ein Ganzes bildet und weder von selbst entstehen, noch sich aus der Tätigkeit in nur einem Raume ergeben, noch wegfallen kann. Ohne ihren Einbau in das von den Architekten und Philosophen zu errichtende stoffliche und geistige Haus würden die einzelnen Räume trotz ihrer Bedeutung unfruchtbar bleiben oder gar das Ganze, das sie beleben wollen, zerstören.

Die gemeinsame Aufgabe des Bauens hat auch Wesen und Weg von Architektur und Philosophie zu gemeinsamen gemacht. Trotzdem bleiben sie verschieden und sind nur durch sich selbst zu erklären. Weder müssen sie einen gleichen Schritt gleichzeitig gehen noch überhaupt ausführen, aber wo sie dem Bedürfnis einer Zeit nach ihrem stofflichen oder geistigen Hause nachkommen, werden sie es in systematisch vergleichbarer Weise tun.

Charakteristisch für die Geschichte der Architektur sind ihre Stile, für die der Philosophie ihre Systeme, worunter ganz allgemein eine Einheitlichkeit verstanden sei, die trotz der Verschiedenheit der einzelnen Räume und ihrer Teile sie alle durchdringt und zu einem Hause macht. Die Entwicklung dieser Stile und Systeme brach zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts plötzlich ab: neue soziale, technische, ästhetische und geistige Aufgaben forderten eine neue Bewältigung, aber fanden sie nicht, da man sie nach wie vor, in gewohnter Weise, mit einem Stil oder System

lösen wollte, weder aber mehr einen selbstverständlichen Stil noch ein solches System besass.

Darum versuchten die Epigonen frühere Stile und Systeme zu wiederholen. Aber indem sie so als Gebildete für Gebildete bauten, verfehlten sie nicht nur die eigentlichen Aufgaben ihrer Gegenwart, sondern führten auch in keine Zukunft: sie durchliefen nur den alten Kreislauf von der Antike bis zum Biedermeier und von Kant bis Hegel noch ein zweites Mal. Um die Wende zu unserem Jahrhundert standen sie trotz einzelner bedeutender Leistungen vor eben dem Stilende und Systemversagen, das ihre Vorgänger schon an der Schwelle zum neunzehnten Jahrhundert erschreckt hatte, nur noch verzweifelter.

Statt wie die Epigonen Altes neu zu wiederholen, versuchten die Eklektiker mehrere alte Stile oder Systeme zu einem einzigen neuen zusammenzuschweissen. Ihre Lösung war die Synthese, aber diese setzte sich entweder über die im Grunde unaufhebbare Unvereinbarkeit der verschiedenen Stile und Systeme hinweg oder brachte es nur zu ihrer schon totgeborenen Aneinanderreihung; sie schuf niemals ein bewohnbares Haus und Heim, sondern machte nur noch heimatloser.

Da weder die Wiederholung noch die Vereinigung früherer Stile und Systeme befriedigte, suchten der philosophische Positivist und architektonische Technizist auf sie überhaupt zu verzichten. Sie wandten sich dem rein Gegebenen zu und verwarfen alles darüber Hinausgreifende als blosser Metaphysik oder Kunst. Es kam zur Trennung der Einzelwissenschaften von der Philosophie und des Ingenieurwesens von der Baukunst, welche die Einzelwissenschaften und Technik sich vorübergehend glänzend entfalten liess, aber auf die Dauer zur Unfruchtbarkeit verdammt, weil man nicht nur an sein Fach denken kann, sondern auch an die anderen Fächer denken muss, und das heisst: philosophieren! — weil man nicht nur die technischen Notwendigkeiten erfüllen kann, sondern sie auch dem Ganzen einfügen muss, und das heisst: architektonisch verfahren!

Der vierte und letzte wichtige Versuch, vom Boden der erschöpften alten Welt aus das aufgegebene Neue zu bewältigen, war der Jugendstil, dem in der Philosophie das Denken Friedrich Nietzsches entsprach. In beiden Fällen wurde gegen die Bauten aller Vorgänger Stellung genommen und mit bewunderungswürdigem Mut freie Bahn geschaffen, auf dieser dann aber noch einmal im alten Kostüm zu bauen gesucht: in einem jetzt erfundenen Stil und jetzt erdachten System. Aber die Kraft der schöpferischen Persönlichkeit, die Nietzsche und der Jugendstil zur ausschliesslichen Grundlage des stofflichen und geistigen Bauens machten, führte nicht in die Zukunft, sondern war die Ueberspitzung gerade des Individua-

lismus und Historismus, dessen Unzulänglichkeit sie selbst schlagend nachgewiesen hatten.

So suchten während des neunzehnten Jahrhunderts, das erst jetzt zu Ende geht, Epigonismus, Eklektizismus, Positivismus, Technizismus und Jugendstil trotz der Tatsache, dass ihnen ein selbstverständlicher Stil oder System fehlten, in einem Stil und in einem System zu bauen. So scheiterten sie. Die Aufgabe der Zukunft liess sich nicht von der Geschichte her mit den Lösungen der Vergangenheit bewältigen; sie ist nur von der Gegenwart aus, in Bescheidung und Geduld, zu leisten. Gegenwart ist keine erbauliche, gelöste Aufgabe, die nur zu wiederholen, zu mischen, aufzugeben oder zu ersetzen wäre, sondern die noch nicht gelöste Aufgabe, deren Bau jetzt zu leisten ist. Gegenwart sind Obdachlose, denen mit einem Palazzo noch kein Heim gebaut, oder mit einer biedermeierlichen Gemütlichkeit noch nicht ihr Gemüt befriedigt ist; sind geistig Obdachlose, denen weder ein erneuerter Hegel noch seine Vereinigung mit Schelling ihre Frage beantworten kann.

Die Gegenwart beherrschen wir nicht, wie wir heute die Renaissance oder das Biedermeier, Hegel oder Schelling beherrschen; wagen wir es aber dennoch, in dieser Gegenwart auf unsere Zukunft zu hören, machen wir sogleich eine Erfahrung, die uns spüren lässt, dass wir auf dem rechten Wege sind. Die quälende Frage nach unserer eigentlichen Aufgabe verliert ihren Sinn, denn hier ist, was wir bauen müssen, schon immer gegeben, bevor wir fragen können, was wir bauen wollen. In der Erinnerung stehen alle Aufgaben aller Zeiten gleichgültig nebeneinander, aber in der Gegenwart können nicht wir sie fragen, ob und in wessen Namen sie gelten, denn sie stellen uns in Frage, so dass wir nur durch ihre Inangriffnahme in der Arbeit antworten können, nicht aber durch eine neue Frage.

Die Frage nach der Aufgabe ist durch die Aufgabe selbst überholt, die immer schon aufgegeben ist, bevor wir noch fragen können. Aber die Frage nach dem Wie ihrer Bewältigung bleibt gestellt. Sollen wir naiv bauen wie die Meister vor dem neunzehnten Jahrhundert? Wir können es nicht, denn wir haben nicht nur keinen selbstverständlichen Stil oder ein System mehr, sondern wissen auch, dass wir sie nicht mehr besitzen. Aber wir können auch nicht sentimentalisch bauen wie die Baumeister im neunzehnten Jahrhundert, denn uns fehlt ihr guter Glaube: wir wissen nicht nur, dass ihre Wiederholungen, Vereinigungen, Verzicht und neuen Erfindungen künstlich waren, sondern auch wohin sie führten: in kein neues Leben, sondern in den alten Tod.

Die Verwirrung scheint unlösbar, da wir weder die Naivität noch die Sentimentalität wählen können, aber praktisch ergeht es uns auf dem Boden unserer Gegenwart mit den Stilen und Systemen wie mit den

Aufgaben: die Fülle bleibt, aber sie erhält durch die je eine Bauaufgabe, vor der wir in der Wirklichkeit jeweils stehen, eine vor unserer persönlichen Entscheidungsfrage schon immer entschiedene Richtung, die zwar von Aufgabe zu Aufgabe wechseln kann, aber in bezug auf jede einzelne Aufgabe unbedingt gilt. Die Mannigfaltigkeit der möglichen Stile und Systeme, die uns in der Erinnerung verwirrte, weil alle gleich masslos wichtig und unzeitgemäss erschienen, bleibt zwar, wenn wir vorwärtsblicken, in unserem reflektierenden Bewusstsein, aber tritt nicht vor unsere Tat und Praxis, sondern hinter sie als ein Werkzeug, das uns nicht beherrschen, sondern dienen will.

Damit ist auch der Frage nach der Form oder der Sache, der Fassade oder der Funktion ihre Schärfe genommen, denn wo wir echt sind, ergibt sich aus der Sache die Form und stimmt die Form zur Sache. Nur wenn wir mit einem Vorurteil an eine Aufgabe herantreten, klafft zwischen der Sache und ihrer Form, die wir mitgebracht haben, ein Abgrund, dessen Tiefe uns so lange verzweifeln lassen muss, als wir uns nicht klarmachen, dass wir selbst es sind, die ihn aufgerissen haben. Form oder Sache? Fassade oder Funktion? — die sachliche Ordnung der Räume ist schon Form; die sachgerecht geordneten Funktionen haben bereits ihre Fassade als die offensichtliche Verbindung mit dem Ganzen, in das sie eingebaut sind.

Wenn wir aber so das Recht der Räume und Sachen betonen, die nicht unserer Lebensauffassung und Weltanschauung dienen sollen, sondern denen wir dienen müssen als dem Leben und der Welt, die schon vor unserer Auffassung und Anschauung da sind, tauschen wir dann nicht für den Formalismus nur sein Gegenteil ein — einen Pragmatismus, unbedingte Sachlichkeit, die Herrschaft des blossen Nutzens oder Zwecks? Darauf ist zu erwidern: von einer Herrschaft darf und kann nicht mehr die Rede sein. So wenig die Form die Sache ersticken durfte, darf jetzt die Sache die Form vergewaltigen. Wir wollen nicht an der Stelle formalistischer Grundsätze den Grundsatz der Sachlichkeit überschätzen, sondern uns vor jeder Ueberschätzung, die immer nur angemasst und unecht sein kann, bewahren!

Nichts hat dem neuen Bauen so sehr geschadet wie der Begriff der Neuen Sachlichkeit, der aus der Wendung «zu den Sachen», die Husserl ähnlich in der Philosophie durchführte und durch seinen phänomenologischen Systemanspruch ähnlich wieder verfehlte, einen Stil gemacht hat. Aber ob man auf Grund des totalen Anspruches seines Stils die Sprache der Renaissance oder der Sachlichkeit vorschreibt, bleibt gleich unsachlich und stellt eine gleiche Vergewaltigung der wirklichen Menschen, Räume und Sachen dar, die scheitern muss, nicht weil sie zu sachlich, sondern weil sie zu wenig sachlich ist! Echte Sachlichkeit aber ist ein Lob, das auch wir uns gern verdienen, denn es

stellt weder ein Programm noch eine Stellungnahme fest, sondern eine Einstellung: das bescheidene und gegenwärtige Mühen um das Echte, das sich weder von Vergangenen verführen lässt, noch selbst voreilig die Zukunft verführt — die mannhaftige Bereitschaft, vor jeder neuen Aufgabe von neuem Diener zu werden.

In den Mittelpunkt des Bauens tritt jetzt der Mensch, der anfangs schon darum nicht den Bau bestimmen konnte, weil man die Mittel des Bauens noch nicht beherrschte. Es war genug, wenn das Haus stand, wenn es vor dem Wetter schützte. Am Anfang der Philosophie steht die Naturphilosophie, und erst viel später, als sich der Mensch mit ihr oder mit den Mitteln des Bauens vertraut gemacht hatte, konnte er anfangen, sich auf sich selbst zu besinnen. Noch aber verstand er sich nur aus seiner Verbindung mit den grösseren Zusammenhängen des Kosmos und der göttlichen Weltordnung, so wie der Architekt, der Herr seiner Baumittel geworden war, nicht dem Menschen, sondern erst der Gottheit ihr Haus errichtete. Wohl war es stets der Mensch, der baute, aber es war niemals nur der Mensch, für den er es tat. Erst heute sind wir so weit.

Dabei handelt es sich weder um einen relativierenden Subjektivismus, noch um einen überspitzten Individualismus; es kommt nicht darauf an, dass der Mensch es ist, der baut, sondern dass er es für den Menschen tut, und dass nicht der bauende Mensch sich ausdrückt, sondern den Menschen, für den er baut, durch seinen Bau zu sich selbst kommen lässt.

Unendlich vieles muss nun nach dem neuen Mass des Menschen neu berechnet werden: von der Höhe der Zimmer, Form der Fenster, Art der Aussicht, bis zur Anlage der Küche, der Türen, der gemütlichen Ecke, des Arbeitsplatzes, der Grünflächen, der Baustoffe, der Beleuchtungen, der Verkehrslinien, der Strassen. Die Wichtigkeit der hygienischen Fragen oder Nietzsches Forderungen einer «gesunden», einer «reinlichen» Philosophie erklären sich von hier aus als keine Verweichlichung, sondern als die notwendige Folge der neuen Bedeutung des Menschen. Früher legte man den Grundriss der Gebäude nach bestimmten sakralen Richtungen, heute nach der Sonne: nicht um den Menschen an etwas Aussermenschliches zu verweisen, sondern durch genügend Wärme und Licht gesund zu machen.

Die nicht weniger grosse Bedeutung des Menschen in der Philosophie geht aus der gegenwärtigen Beliebtheit und Verbreitung der «Anthropologie» hervor, aber hier meldet sich auch eine Gefahr, vor der die Architektur ebenfalls zu warnen ist: die Ueberschätzung des Menschen. Doch weder soll der Mensch an die Stelle Gottes, noch die Anthropologie an die Stelle der Theologie treten! Wenn sich die Lage der Gebäude heute nicht nach Jerusalem, sondern nach der Sonne

richtet, so ist darum nicht die Sonne unser Jerusalem: die Gesundheit ist kein heiliges, sondern ein heilendes Bedürfnis, also etwas zwar sehr Wesentliches, aber auf einer ganz anderen Ebene. Uns ist eine neue Aufgabe gestellt, nicht aber die alte durch eine neue einfach ersetzt. Man kann ihr dienen oder sie verfehlen, nicht aber sie mit früheren Aufgaben vergleichen — also von der Vergangenheit aus über etwas urteilen wollen, das nicht durch die Vergangenheit, sondern nur durch sich selbst gerechtfertigt ist und verstanden werden kann.

Einen einzigen Beweis gibt es dafür, dass der dem Menschen zugewandte stoffliche oder geistige Baumeister wirklich in unserer Gegenwart steht: wenn er bei seiner Arbeit für den Menschen zugleich der Gemeinschaft dient. In der Erfüllung ihrer sozialen Aufgabe vollenden sich Architektur und Philosophie, die im Gegensatz zu allen anderen Künsten, Berufen und Wissenschaften von vorneherein auf das alle einzelnen Räume umfassende Ganze gerichtet sind. Ihr Bauen kann sich niemals mit dem Bau eines Hauses erschöpfen. Der Mensch wohnt nicht allein. Die Forderung des Hausbaus wird, verantwortungsbewusst angepackt, zur Forderung des Häuserbaus, der Stadtviertelanlage, des Städtebaus.

Diejenigen zwar, die noch an dem alten Begriff des Architekten als eines Originalgenies, als des selbstherrlichen Meisters eines Stils hängen, werden vielleicht den Städtebau von der eigentlichen Architektur trennen wollen, weil hier ganz gewiss niemals nur ein Stil, ein Geist nicht nur ausgedrückt werden kann, sondern darf, aber die Entwicklung geht über dieses Vorurteil hinweg: ist doch der heute neu anzupackende Städtebau keine neue, sondern eine sehr alte und vornehme Aufgabe der Architektur. Ihre Trennung von ihm ist ebenso wie die Trennung vom Ingenieurwesen nicht eine Folge der architektonischen Sache, sondern des neunzehnten Jahrhunderts, das die Sache, um die es ging und geht, aus den Augen verloren hatte.

Im Städtebau erreicht die Architektur ihren Gipfel, da sie nicht mehr nur dem Einzelnen, sondern der Gemeinschaft ihr Haus, die Stadt, erbaut. Jetzt ist der einzelne Mensch nicht etwa vergessen, sondern erst wirklich berücksichtigt. Er tritt, wenn er sein Haus verlässt, nicht in eine fremde, feindliche Stadt ein, in der er nie zu sich selbst kommen kann, sondern ist erst recht bei sich zu Hause. Wie es selbstverständlich war, dass der Architekt, um nur ein Beispiel zu geben, den Weg von seiner Küche in das Esszimmer bedachte, wird nun sein Weg zum Tram oder der Schulweg seiner Kinder ebenso vorherbedacht sein.

Gleiches gilt für den Bau des geistigen Hauses durch den Philosophen; es kann nicht bei einem Hause bleiben: der Hausbau wird zum Häuserbau, zum Städtebau. In unserer künftigen Stadt darf nicht nur ein Geist zu Hause sein, sondern alle Geister, die sich

heute noch in Weltkriegen der verschiedensten Art ihre Häuser gegenseitig rauben oder zerstören. Die Ordnung wird nicht durch ein System, eine Sprache, eine absolute Behauptung, durch ein «wahres» Haus hergestellt werden — dadurch, wird nur die Unordnung durch noch einen anmassenden Ordnungsanspruch vermehrt — sondern durch die Berücksichtigung der Vielfalt möglicher Hausordnungen, ihrer verschiedenen Formen und ihrer gemeinsamen Berechtigung.

Das ist aber erst eine Seite unserer gemeinsamen städtebaulichen Aufgabe; es folgen jetzt zweitens aus ihr neue menschliche Pflichten. Für einen Stilbau braucht es heute nur einen sich erinnernden, rechnenden Verstand; ein System lässt sich im reinen Geist unter Absehen von aller Wirklichkeit ausdenken, aber eine von der lebendigen Mitmenschheit bewohnbare Stadt ist nur im Leben selbst von lebendigen Menschen zu erbauen, die sich ganz hingeben, selbstlos dienen und einander — helfen! In ganz besonderer Weise werden jetzt notwendig: Zusammenarbeit, gegenseitige Verständigung, Gedankenaustausch, Gespräch, und zwar nicht nur unter den Fachleuten, nur unter den Architekten, nur unter den Philosophen, sondern unter allen künftigen Bewohnern der Stadt! Eine Stadt kann kein Einzelner bauen, viele müssen sich zusammentun. Eine Stadt kann nicht einer ausrechnen; viele müssen dabei auf ihre Rechnung kommen.

Von unserer Vergangenheit lernen wir; in unserer Gegenwart stossen wir auf die Grenzen alles Gelernten; die Zukunft müssen wir erst leisten, und zwar, indem jeder seine Arbeit tut. Die Vergangenheit ist unser gemeinsamer Besitz, die Gegenwart unsere gemeinsame Not, die Zukunft die persönliche Aufgabe jedes Einzelnen. Denn jeder kann sich immer nur einer und nur seiner Frage verantworten, sich auf seinen Platz bescheiden, gegenüber seiner Arbeit gewissenhaft sein und seinem Gegenstande sachlich dienen. Trotzdem steht er nicht allein. Die Forderungen der Verantwortlichkeit, Bescheidung, Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit, die sich jetzt noch stellen, weisen ihn zwar nur auf sich selbst, aber indem sie ihm das Ganze in Erinnerung rufen. Folgt er, dann wird er auf seinem Wege die gemeinsame Stadt wirklich miterbauen.

Dass sich der Bau nur so verantwortungsbewusst, bescheiden, gewissenhaft und sachlich angreifen lässt, ist das einzige, was wir von ihm mit Bestimmtheit voraussagen können, denn diese Voraussage nimmt die Zukunft nicht vorweg. Es lässt sich sogar noch ein zweites voraussagen: dass sich, wenn wir so bauen, jenes Gefühl der Arbeitsfreude, der Lust, ja der Heiterkeit einstellen wird, das man nicht zufällig «Aufgeräumtheit» genannt hat.

Derjenige zwar, der nicht selber arbeitet, wird

weder mit der Verheissung echter Aufgeräumtheit, noch mit den Forderungen der Verantwortlichkeit, Bescheidung, Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit viel anfangen können; sie werden ihm zu leer oder zu gespreizt, zu nichtssagend oder zu selbstverständlich, zu alt oder zu wenig alt vorkommen, aber für den, der tatsächlich arbeitet, als Architekt, als Philosoph oder sonstwo an seinem Platz, haben sie ihren guten Sinn und stellen eine vielsagende: die wesentliche Bestimmung unserer gemeinsamen Bauaufgabe dar. In einem

bestimmten Bereich, vor einer bestimmten Aufgabe und bei einer bestimmten Arbeit an einem bestimmten Bauplatz ist mit dem Begriff der Aufgeräumtheit und den Forderungen von Verantwortlichkeit, Bescheidung, Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit ganz Konkretes, Unbedingtes, Eindeutiges, Entscheidendes verlangt und gewiesen, ohne das wir unsere gemeinsame Aufgabe niemals bewältigen können — mit dem sie aber gelingt, weil es schon die Bewältigung selber ist.

Hermann L. Goldschmidt

Vom physischen und geistigen Sehen bei der Architekturfotografie (Entgegnung)

Wenn wir hier auf den Artikel dieses Titels im Juni-Heft des «Werk» (Heft 6, S. 148) zurückkommen, so geschieht dies aus zwei Gründen. Erstens soll das Verhältnis des Fotografierenden zur Architektur und zum Architekten von einem andern Standpunkt aus betrachtet werden, und zweitens wollen wir die technische Frage der Möglichkeiten mit den heute vorhandenen Apparaten darlegen.

Zur ersten Frage wäre wohl vorwegzunehmen, dass die Zeit der «stürzenden Linien um ihrer selbst willen» längst wieder vorbei ist. Diese Bewegung hatte seinerzeit eingesetzt als Reaktion gegen die althergebrachte brave Auffassung der alten Fotografen. Wenn heute noch stürzende Linien berechtigt sind, beschränken sie sich auf die Fälle, in welchen ein bestimmter Eindruck auf andere Weise dem Beschauer nicht vermittelt werden kann; anderslautende Meinungen Unberufener, die aus der Not eine Tugend machen möchten, können in diesem Zusammenhange unbeachtet bleiben. Den Eindruck, welchen der Beschauer von der Wirklichkeit hat, soll also der Fotograf vermitteln; er kann dies, sofern er ein Mindestmass an Verständnis für die Architektur besitzt und sofern er über die technische Ausrüstung und Fertigkeit verfügt.

In der Gebrauchsfotografie werden wir das uns befriedigende Bild zustande bringen, vom Fotografen allein oder in Zusammenarbeit mit dem Architekten. Wie steht es aber nun mit dem Erinnerungsbild, das der Kunstfreund auf seinen Reisen machen möchte? Er wird sich bei seinen fotografischen Fähigkeiten und seiner beschränkten Ausrüstung eben wirklich mit dem «Erinnerungsbild» begnügen müssen. Verlangt er mehr, so kann er ja immer den Fachmann beiziehen.

Der Schrei des Verfassers nach dem «Universalapparat» (einem Apparat, mit welchem bei minimalen Anschaffungskosten, minimalen Betriebskosten und foto-

grafischen Fähigkeiten des Besitzers maximale Leistungen erzielt werden können!) wird wohl ungehört von der fotografischen Industrie verhallen. Einen Universalapparat *kann* es nie geben — dazu sind schon heute die Gebiete viel zu sehr spezialisiert, und einen Universalapparat *darf* es nie geben, weil Schablonenarbeit die Folge wäre!

Die Kleinbildkamera, schnell schussbereit, versehen mit viel Negativmaterial, ist für die Bewegungsaufnahme geschaffen worden. Sollen trotzdem mit ihr Architekturaufnahmen gemacht werden, so muss man sich auf das Detail beschränken, wenn der Standort keine Gesamtaufnahme erlaubt. Leicht stürzende Linien können beim Vergrössern entzerrt werden, wenn man Arbeit und Kosten nicht scheut. Für Architekturaufnahmen aber wird man eine Kamera grösseren Formates mit verstellbarer Objektiv- oder Mattscheibenebene nehmen müssen, welche Eigenschaften unweigerlich wieder auf Kosten der Aufnahmebereitschaft gehen.

Unsere Meinung geht mit derjenigen des Verfassers des zitierten Artikels in verschiedenen Punkten auseinander; raumeshalber wollen wir nur auf zwei Punkte noch zurückkommen. Ob unser «geistiges Auge» die Dinge ihrem wahren Wesen entsprechend sieht, bezweifeln wir. Es sieht sie vielmehr subjektiv, und erst die heute längst nicht mehr neue «neue Fotografie» und der gute Film haben uns wieder sehen gelehrt.

Dass aber die «normale Architekturaufnahme das Bauwerk so wiedergeben soll, wie jeder gute Maler es malen würde», ist eine absolut abzulehnende Vermischung zweier ganz verschiedener Ausdrucksmöglichkeiten. Die Kamera sieht objektiv, der Maler subjektiv.

Hermann König